# Cyrano de Bergerac.

Roman von Jules Lermina.

(21. Fortsetzung.)

Von recht unbedeutendem Geiste und feigem Charakter, hatte er vor seinem Bruder Ludwig den Dreizehnten nur den einen Vorzug: der Neid verwandelte ihn in einen thätigen Mann. Um den Thron zu erobern, war er zu allem fähig, selbst zu den gräßlichsten Greuelthaten. Schon früher hatte er einen thätigen Antheil an den Wirren genommen, unter denen Frankreich unter der Regierung seines Bruders und seit der Thronbesteigung seines Neffen gelitten hatte. Viermal hatte er das Königreich verlassen, und viermal war er mit den Waffen in der Hand zurückgekehrt. Im Augenblick, da wir ihn wiederfinden, dachte Gaston nicht an die Vergangenheit. Da er nichts von der Zukunft erhoffte, so überließ er sich mit Leib und Seele der Langeweile der Gegenwart.

Indessen schien Gaston plötzlich zu erwachen, und auf einen Wink neigte sich der junge Mann, der ihm zu trinken eingoß, respektvoll über ihn.

„Armand!" sagte der Herzog, „der Burgunder schmeckt mir nicht; ich möchte etwas prickelndes trinken, das fröhlich die Kehle hinuntergleitet."

Als wohldressirter Höfling erwiderte der Page:

„Monseigneur, ich bitte Sie nur um einen Augenblick Geduld: Eure Hoheit sollen sogleich erhalten, was Sie wünschen."

Page: „Monseigneur, ich bitte Sie nur um einen Augenblick Geduld: Eure Hoheit sollen sogleich erhalten, was Sie wünschen."

Fünf Minuten später blitzte der feurige Wein der Touraine in dem Glase Gastons von Orleans. Eine kurze Zeit ermuntert, ließ sich der Herzog bald wieder in seine Schläfrigkeit zurückfallen, und wieder stieg ihm sein Lieblingsrefrain auf die Lippen:

„O, wie ich mich langweile."

Dann neigte sich seine Stirn, ein Schnarchen erhob sich; der Schloßherr von Blois lag in bleiernem Schlummer.

„Wie? Was? Was will man von mir?" fragte er plötzlich und richtete die Augen auf den Pagen.

„Monseigneur, ein Edelmann bittet um die Ehre, von Ihnen empfangen zu werden."

„Sein Name?"

„Marquis von Fontrailles."

„Dieser Intriguant bei mir?" rief Gaston, „das ist beinahe zu kühn. Lassen Sie ihm antworten, daß ich ihr nicht empfangen will."

Der Page verneigte sich und wandte sich bereits zum Fortgehen, doch Gaston hatte sich anders besonnen.

„Vielleicht habe ich Unrecht," murmelte er, „Armand, sagen Sie, man solle den Marquis hereinführen."

Einen Augenblick später schloß sich die Thür hinter dem Besucher.

Louis von Astarac, Marquis von Fontrailles, war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, er verneigte sich bis zur Erde und streifte mit seinem Federhut den Erdboden.

In seinem Sessel zurückgelehnt, richtete Gaston einen verächtlichen Blick auf den Besucher und sagte dann im hochmüthigen Tone, aus dem man einen gewissen Groll heraushörte:

„Sie hier, Marquis von Fontrailles?"

Ohne sich von diesem Empfang einschüchtern zu lassen, versetzte der andere mit größter Seelenruhe:

„Ich selbst, Monseigneur!"

„Sie gestatten, daß ich mich darüber wundere!"

„Alles ist Eurer königlichen Hoheit gestattet ... und dennoch ..."

„Dennoch?"

Den Herzog fest ins Gesicht blickend und ein Lächeln auf den Lippen, fuhr der Marquis fort:

„Es erschien mir ganz natürlich, daß Eure Hoheit die Huldigungen Ihres treuesten und ergebensten Dieners entgegen nimmt."

Als Gaston diese Worte hörte, erhob er sich halb aus dem Sessel; seine Augen glänzten und rief heftig:

„Wie, mein Herr, Sie wagen es, in meiner Gegenwart von Treue zu sprechen?"

„Prinz," versetzte Fontrailles, „ich spreche, wie es mir mein Gewissen und mein Herz eingiebt."

„Ich glaube, Sie machen sich über mich lustig."

„O, Monseigneur! Weiß ich nicht, daß Sie meine Sache verrathen haben und sich Mazarin verkauft?"

Bei diesem Worte verzerrte sich das Gesicht des Marquis einen Augenblick, doch er wußte diese Bewegung sofort zu unterdrücken und seufzte, indem er eine traurige Miene annahm:

„Ich wäre in der That ein Verräther, wenn man mich nach dem Schein beurtheilen würde .... Deshalb bin ich auch hierhergekommen, um mich zu rechtfertigen und um Eurer Hoheit einen neuen Beweis meiner unerschütterlichen Ergebenheit zu liefern."

„Ich bin wahrhaftig neugierig, zu sehen, wie Sie das anfangen wollten."

Fontrailles neigte sich zu Gaston und sagte zu ihm, die Stimme senkend:

„Im tiefsten Grunde meines Herzens bin ich der „Fronde" treu geblieben und wenn ich mich in auffälliger Weise an Mazarin angeschlossen habe, so geschah das aus Klugheit."

„Nun, Ihre Handlungsweise war mehr geschickt als muthig."

„Was wollen Sie, mein Prinz? Mir liegt eben an meinem Kopfe und ich habe nicht das Schicksal von Cinq-Mars, Chalais, d'Orans de Thou, theilen wollen."

„Ich vermuthe, Sie sind nicht hierher gekommen, um mir Ihren Besuch zu machen, oder mir diese Erklärungen zu liefern."

„Nein, Prinz, nur um Ihnen zu dienen, bin ich gekommen," sagte der Marquis, dann fuhr er, sich umblickend, fort, „wir sind doch allein?"

„Gewiß!"

„Ungenirt begann der Marquis durch den Salon zu gehen, untersuchte die Mauern, blickte hinter die Vorhänge, bemächtigte sich dann eines Sessels, ließ sich behaglich darin nieder und begann:

„Prinz, Sie wissen wohl, daß Ludwig in Amboise ist?"

„Das weiß ich allerdings."

„Aus irgend welchen Gründen haben die Regentin und der Cardinal es für nöthig erachtet, ihn für den Augenblick von Paris fern zu halten."

„Was treibt er denn in Amboise?"

„Er thut dasselbe, wie sein Onkel, er langweilt sich ... Allein, ohne weitere Umgebung, als alte verdrießliche Diener, verzehrt sich der junge Mann und träumt von galanten Abenteuern."

„Das glaube ich, doch fahren Sie fort, Fontrailles!"

„Wie das?"

Durch einen mir ergebenen Mann; Perchepin, so ist sein Name, hat sich unter die Dienerschaft gemischt und berichtet mir alles, was geschieht und gesprochen wird."

Gaston, den der Dialog stark zu interessiren begann, bemerkte lächelnd:

„Noch immer diese Neigung für die Intrigue; wahrhaftig, Marquis, Sie werden sich nie verändern."

„Es wäre zu spät, Monseigneur; doch hören Sie weiter!"

„Der Mann ist also heut Morgen zu mir nach meinem Dorf in der Nähe von Amboise gekommen, wo ich mich unter falschem Namen versteckt halte und brachte mir seine neuesten Nachrichten .... Der König hat einen Streich vor, und will Inkognito die treue Freundin seiner Mutter in Montbazon überraschen."

„Die alte Chevreuse? Und das nennen Sie einen Streich, Marquis?"

„Warten Sie nur, Prinz! Zu den intimeren Freundinnen der Herzogin gehört eine junge, reizende Person, die Tochter eines Schloßherrn der Umgegend ....."

„Ah, dann erklärt sich alles!"

„Dieses junge Mädchen hat Ludwig vor einiger Zeit gesehen, und man hat gesagt, daß der König seit dieser Zeit sehr zerstreut und sorgenvoll umhergeht."

„Und weiter?"

„Nun, morgen, nach der Mittagsmahlzeit, wird der König Amboise verlassen; als Eskorte wird er den alten Raminoise mitnehmen, jenen alten Gardehauptmann, den man zum Oberst befördert hat ... Der König und Raminoise, Sie, Perchepin und ich, sind allein im Geheimniß, der Rest der Geschichte, mein Prinz, hängt nur von Ihnen ab."

„Ich verstehe nicht!"

„Nun, ich glaube doch, daß dieser alten und bekannte Streich Ihrer Sache ganz besonders dienen könnte."

„Meine Sache?" versetzte Gaston bitter, „sie ist auf immer verloren! Vergessen Sie Fontrailles, daß ich 47 Jahre bin? Es bleibt mir nichts weiter übrig, als mich in das Unvermeidliche zu fügen."

Fontrailles machte eine Bewegung wüthender Ungeduld, dann neigte er sich zu dem Herzog und sagte mit gleichzeitig rauher, doch überredender Stimme:

„Aber so begreifen Sie mich doch: um nach Montbazon zu kommen, muß Ludwig durch den Wald von Larcan."

„Allerdings," bestätigte Gaston.

„Nun, ein Wald ist wunderbar zu Handstreichen geeignet."

„Marquis, was sagen Sie mir da?"

„Ich sage Ihnen, Prinz, daß ich über eine Schaar kräftiger und entschlossener Burschen verfüge, die ich an einen guten Ort postiren kann, und daß, wenn Ihr Neffe mit Raminoise erscheint ..."

„Sie wollen ihn tödten?"

„O nein! Ludwig wird einfach entführt und geknebelt hierhergebracht."

„Ohne daß jemand in der Welt etwas ahnen kann?" fragte Gaston.

„Allerdings!"

„Aber die Leute, deren Sie sich bedienen?"

Fontrailles zeigte ein stolzes Lächeln und erwiderte:

„Ihr Stillschweigen werde ich mir schon verschaffen."

Der Herzog war von seinem Sessel aufgestanden, ging im Zimmer auf und ab, und der Marquis sah mit Entzücken, daß seine Aufregung jede Minute größer wurde.

„O, ihn hier zu haben, den Sohn der Spanierin und ihm sagen zu können: Durch deine Geburt hast du mir den Thron gestohlen; ich nehme ihn dir wieder fort."

Doch plötzlich blieb er vor Fontrailles stehen und fragte mit unruhiger Stimme:

„Wenn man mich aber doch für dieses Verschwinden verantwortlich machte, wenn das Parlament mich anklagte, wenn man suchte und fände?"

„Prinz," versetzte der Marquis, „das Schloß Blois hat gute Verstecke."

„Nein, nein," protestirte Gaston. „Sie haben es eben vor einem Augenblick selbst gesagt, kein Verbrechen ... Ich habe solide Kerker, das könnte — wenigstens für den Augenblick — genügen."

„Gewiß; also — es ist abgemacht, Monseigneur, ich darf meine Befehle geben?"

Im Augenblick, da er entscheiden sollte, blieb Gaston stehen, während der Marquis, der die Geduld verloren hatte, im heftigen Tone ausrief:

„Wie, zum Teufel, man verlangt ja gar nicht von Ihnen, daß Sie handeln sollen, man will von Ihnen nur für die Königskrone, ein offenes und klares „Ja" haben."

Ohne auch nur den Ton dieser Worte zu bemerken, murmelte der Herzog:

„Eine Königskrone?"

Dann fuhr er in entschlossenem Tone fort:

„Fontrailles, ich brauche Ihnen nicht zu empfehlen, geschickt zu sein."

„Eure königliche Hoheit geben mir also die Erlaubniß. ...."

„Die volle Erlaubniß."

Der Marquis nahm wieder die ehrfurchtsvolle Haltung an und sagte:

„Morgen wird die Regierung Ludwigs des Vierzehnten ein Ende genommen haben, und ich werde den neuen König von Frankreich bitten dürfen, den treuesten seiner Unterthanen nicht zu vergessen."

„Gehen Sie, Marquis, und sollten Sie mir wirklich behilflich sein, den Thron meiner Väter wieder zu erobern, so werden Sie sich selbst damit zum Nachfolger Mazarins gemacht haben."

Als Fontrailles verschwunden war, lehnte er sich an das Fenster, das auf die Loire hinausging, dann versank er in tiefes Träumen.

## Fünftes Capitel.

Auf der Kirchenuhr von Chenonceaux hatte es eben zwei Uhr geschlagen, als zwei Reiter einen Weg entlang sprengten, welcher nach dem Hochwalde von Larcay führte. Der eine der beiden Reiter war jung, er hatte eine mittelgroße Figur, ein feines und regelmäßiges von langen blonden Locken eingerahmtes Gesicht, blaue Augen, frische Gesichtsfarbe und zählte nicht mehr als sechzehn Jahre.

Der andere hatte die sechzig bereits überschritten, er hat weiße Haare und ein rothes Antlitz, und das kräftige Pferd, das er ritt, hätte gewiß gern seine Last von 250 Pfund gegen die des spanischen Renners vertauscht, der vorangaloppirt war.

Bald sprengten die beiden Reiter durch eine mit hohen Bäumen bewachsene Allee, als der ältere plötzlich ausrief:

„Sire, haben Sie Erbarmen, und reiten Sie langsamer!"

„Wie, Herr von Raminoise," versetzte eine spöttische Stimme, „so wagts es ein Reiter, wie Sie zu sprechen?"

„O, Sie wissen, Sire, ich spreche nicht meinetwegen, sondern nur um des armen Thieres willen".

„Nun gut, Raminoise, reiten wir langsam", sagte der König und ließ sein Pferd im Schritt gehen! Dann begann er wieder an das reizende Geschöpf zu denken, dessen Bild ihm, seit er auf dem Wege war, Gesellschaft leistete. Plötzlich aber konnte er seine Ungeduld nicht mehr zügeln, gab dem Rosse die Sporen, und rief in heftigem Tone:

„Vorwärts, Reminoise, vorwärts".

Der alte Oberst gehorchte, und der wilde Ritt begann von neuem, doch mit einemmale hielt Ludwig das Roß an, denn er hatte dort unten im Schatten der hohen Bäume eine Gestalt zu entdecken geglaubt .... Diesmal täuschte er sich nicht, sie war's, die reizende Gestalt, an die er den ganzen Weg gedacht.

Zu seiner Bestürzung sah Raminoise den König zur Erde springen, empfing die Zügel, die Ludwig ihm zuwarf und hörte wie er ihm mit etwas zitternder Stimme befahl:

„Erwarten Sie mich hier!"

Dann verschwand der König, während er entzückt vor sich hinmurmelte: „Ich werde sie wiederfinden!"

Geräuschlos ging er weiter, um plötzlich bestürzt Halt zu machen.

„Was bedeutet das?" flüsterte er.

Er hatte nämlich an einem Baumstamme zwei Pferde angebunden gesehen; das eine war für eine Frau gesattelt, das andere für einen Reiter.

„Wer mochte das junge Mädchen begleiten? Jedenfalls ihr Vater, wenn es nicht irgend ein alter Diener war, der den Auftrag hatte, den Spazierritt seiner jungen Herrin zu überwachen. In letztem Falle war nichts verloren. In diesem Augenblick vernahm der junge König ein Geräusch von Stimmen, er spitzte das Ohr, konnte aber nur ein dumpfes Murmeln vernehmen. Nun brach Ludwig die Zweige auseinander und glaubte zu Boden sinken zu müssen. Einige Schritt von ihm entfernt, am Fuße eines blühenden Baumes, sah er das junge Mädchen wieder, deren Anblick ihm das erste und süße Gefühl der Liebe enthüllt hatte.

Sie schien noch reizender und bewunderungswürdiger als je, und doch erfaßte plötzlich eine grausame Angst das Herz des Königs; denn die, die er liebte war nicht allein; neben ihr stand ein alter Mann, der mit dem Hut in der Hand, die ehrfurchtsvollste Haltung bewahrte, doch aus seinen blauen Augen fiel ein Blick der Zärtlichkeit und Bewunderung auf das junge Mädchen. Mit geneigtem Haupte hörte sie ihm zu, und der König sah auf ihren Wangen die zarte Röthe, die er so gerne darauf hervorgerufen hätte. Als sich aber zu dem sprechenden Manne zwei große Augen erhoben, als die frischen Lippen sich öffneten, um Worte auszusprechen, aus denen er ein Geständniß heraushörte, da fühlte sich Ludwig von der grausamsten Eifersucht erfaßt; er wollte vorstürzen, doch zunächst beherrschte ihn noch ein mächtigeres Gefühl als der Zorn; er wollte alles erfahren.

Jetzt sprach das junge Mädchen, und ihre krystallhelle Stimme erhob sich sanfter und schöner, als die melodischste Musik.

„Ja, Henri," sagte sie, „seit ich Sie heut' Morgen gesehen, kenne ich ein, mir bisehr unbekanntes Gefühl."

„Theure Luise, dieses Gefühl war die Liebe."

„Die Liebe!" murmelte sie mit unbeschreiblichem Entzücken, während ihr Gefährte fortfuhr:

„Luise, was werden Sie Ihrem Vater antworten, wenn er Ihnen sagen wird, daß der meinige um Ihre Hand angehalten hat?"

Das junge Mädchen schwieg und senkte die Stirn.

„Luise, was werden Sie antworten?" sagte Henri ängstlicher und neigte sich über sie.

Plötzlich fühlte er, wie sich ein reizender Kopf leicht an seine Schulter lehnte, der seine Wange mit seinen feinen blonden Haaren streichelte; und mit einem Seufzer, in dem sie ihre junge Seele auszuhauchen schien, vernahm er die Worte:

„Von ganzem Herzen werde ich ihm „Ja" antworten."

Der König vermochte sich nicht länger zu zügeln und stürzte mit dem Schwert in der Hand vor.

Henri, der sich eben geneigt, um seinen ersten Kuß auf die Finger des jungen Mädchens zu drücken, richtete sich auf; Luise stieß einen Schrei aus, und er sah, wie sie plötzlich blaß wurde und die Hand nach einem Dickicht ausstreckte, in welchem ein Mann erschienen war. Schnell trat er vor sie, um sie zu beschützen, während sein Degen wie von selbst aus der Scheide flog. Schon hörte man ein Eisen klirren, während ein neuer Schrei den Lippen des jungen Mädchens entfuhr. Sie erkannte den Fremden, und der Gedanke, daß Henri das Schwert gegen seinen Herrscher zückte, erfüllte sie mit Entsetzen. Schnell sprang sie auf die Kämpfenden zu und trennte mit ihren feinen, nervigen Händen die Schwerter. Dann wandte sie sich zu dem Manne ihres Herzens und rief:

„Henri, es ist der König."

„Der König?"

Schnell senkte der junge Mann seine Waffe, sein Gegner folgte diesem Beispiel, und Henri erklärte mit natürlicher Würde:

„Sire, ich habe nicht um Verzeihung zu bitten, denn ich habe meine Pflicht gethan und würde sie gegen jeden andern bis zu Ende thun."

Luise bewunderte die stolze Haltung ihres Verlobten und sagte sich mit Stolz:

„Er spricht, als wäre er der König!" Indessen war sie von einer Beobachtung betroffen, die sie bisher nicht gemacht und murmelte:

„Wie sie sich ähnlich sehen!" Diese Bemerkung war richtig, denn es bestand zwischen Ludwig und Henri eine Aehnlichkeit, wie man sie nur bei Zwillingen findet; nur war Henri etwas größer.

„Sire," fuhr der junge Mann indessen fort, „ich habe es Ihnen gesagt; so lange es sich nur um mich handelt, über den Sie wie über den niedrigsten Ihrer Unterthanen verfügen können, beuge ich mich Ihnen mit dem größten Respect; doch wenn dieses edle junge Mädchen hier in Frage kommt, halte ich es für meine erste Pflicht, nicht zu vergessen, daß ich Edelmann bin und Sie daran zu erinnern, daß Sie es ebenfalls sind."

„Mein Herr," rief Ludwig der Vierzehnte, mit dem Fuß stampfend, „Sie wagen es ..."

„Um mich der Frau, die ich liebe, würdig zu zeigen, werde ich alles wagen ..... Was würden Sie von einem Ihrer Edelleute denken, der anders handelte?"

Luise bewunderte diesen Ton und diese Haltung, dennoch erkannte sie, daß eine solche Situation zwischen den beiden Männern ausgangslos war, wenn sie nicht dazwischen trat und eine plötzliche Inspiration zeigte ihr, wie ihr das gelingen könnte.

Mit einer Handbewegung bat sie Henri, nichts mehr zu sagen, dann verneigte sie sich vor dem Herrscher und sagte mit ihrer sanften Stimme:

„Sire, gestatten Sie, daß ich Eurer Majestät eine demüthige Bitte vortrage?"

Ludwig der Vierzehnte entblößte das Haupt und versetzte mit leichtem Zittern:

„Sprechen Sie, mein Fräulein, was erwarten Sie von mir?"

„Zwei Gnadenbeweise."

Da der König sich nicht allzuschnell verpflichten wollte, so antwortete er nur mit einer Handbewegung, während das junge Mädchen fortfuhr:

„Da der Zufall es gewollt hat, daß wir, Herr Giraudiere und ich, uns auf Ihrem Wege befinden, so bitte ich Sie zunächst, die näheren Umstände der Begegnung zu vergessen."

„Vergessen ..." murmelte Ludwig?

„Ja, Sire, vergessen, daß Sie diesen braven Edelmann hier verkannt und sich von dem angegriffen glauben konnten, der sein ganzes Blut hingeben würde, um seinen König zu vertheidigen."

Darauf also wollte sie hinaus! Ludwig der Vierzehnte suchte zu widerstreben; doch er fühlte sich von diesen flehenden Augen besiegt; steckte das Schwert wieder in die Scheide und versetzte:

„Gut denn, mein Fräulein, ich vergesse? Dennoch warf er Henri einen Blick zu, an dem noch ein tiefer Groll zu lesen war, und bei sich selbst murmelte er:

„Doch das Gedächtniß wird mir vielleicht später wiederkehren, und wenn ich diesen Unverschämten je wiederfinde ..."

Was Henri anbetraf, so blieb er unbeweglich und bedauerte fast, daß das Abenteuer so zu Ende ging. Schon verneigte sich der König vor Luise und schickte sich an, fortzugehen, als Luise zu ihm sagte:

„Sire, noch eins!"

„Mein Fräulein!"

„Ich habe von zwei Gnadenbeweisen gesprochen, und ich habe noch um einen zu bitten."

„Es ist wahr.... Verzeihen Sie, daß ich das vergessen habe; worin besteht der zweite?"

„Der zweite, erklärte Luise mit ernster Stimme, ist folgender: Ich sage mir, Sire, daß ein rechtschaffenes Mädchen, die freie Verfügung über ihr Herz und über ihre Zukunft haben muß;" dann deutete sie auf Henri und fuhr fort: „dieser junge Edelmann liebt mich, ich liebe ihn, wir sind einander würdig, und ich bitte Sie, Sire, mit dem ganzen Gewicht Ihrer Macht den Willen meines Vaters oder den des seinigen zu beeinflussen, wenn einer von beiden das Glück unsres ganzen Lebens verhindern sollte."

Das war zuviel für den jungen König! Nein, niemals das war unmöglich! Doch noch einmal wirkte der Zauber und Ludwig der Vierzehnte sagte nach längerem inneren Kampfe:

„Mein Fräulein, es soll nach Ihrem Wunsche geschehen."

„Ich habe Ihr Wort als König?"

„Ja, ich gebe es Ihnen!"

Nach diesen Worten ließ er das reizende Geschöpf mit dem Manne, dessen Glück er beneidete, allein und verschwand im Gebüsch.

Als er auf der Landstraße zurückgekehrt war, fand er den Oberst wieder, der noch immer die beiden Pferde hielt. Schnell sprang der König wieder in den Sattel, dann ließ er das Roß zur großen Ueberraschung Raminoises eine Wendung machen, um die Allee in derselben Richtung zu durchsprengen, die sie eben passiert hatten.

„Sire, nicht nach dieser Seite," rief der dicke Mann.

„Wie, was giebt's?" fragte Ludwig der Vierzehnte, als erwachte er aus einem Traume.

„Ich muß Eurer Majestät bemerken, daß Sie in diesem Augenblick die Richtung nach Chenonceaux einschlagen!"

„Nun, und?"

Wir wenden dem Schlosse der Frau von Chevreux den Rücken."

„Das ist ganz natürlich, da ich nach Amboise zurückkehren will."

Athemlos rief Raminoise: „Nach Amboise?"

„Was giebt's denn dabei so erstaunliches? Vorwärts!"

„Ich muß Ihnen gestehen, Sire.... versetzte der Oberst, während er gehorchte.

„Was?"

„Wie gesagt, ich muß Ihnen etwas gestehen, Sire....

Ungeduldig fuhr der König mit wachsender Heftigkeit fort:

„Schon wieder eine Ungeschicklichkeit! .... so sprechen Sie doch, Raminoise; aber machen Sie schnell!"

„Eure Majestät werden mir auch nicht zürnen?"

„Nein, aber so sprechen Sie doch!"

„Ich habe nach dem Schlosse Montbazon einen Diener geschickt, einen gewissen Perchepin. . ."

„Genug der Einzelheiten: was sollte er bei der Herzogin das ist alles, was ich wissen will."

„Er sollte sie benachrichtigen. . ."

„Sie benachrichtigen?"

„Ja, Sire, ... von Ihrer Ankunft."

„Ah, das ist doch zu stark!"

„Und ich hatte Ihnen gesagt, daß ich unvermuthet nach Montbazon kommen wollte."

„Frau von Chevreux hätte es mir nicht verziehen, wenn ich sie nicht in Kenntniß gesetzt hätte."

Ludwig lächelte wider Willen über die Dummheit seines alten Gefährten, dann rief er:

„Was thut das? man wird mich heut Abend nicht in Montbazon sehen; damit ist die Sache erledigt."

„Was wird die Herzogin denken?" denken?" warf Raminoise schüchtern ein.

„Was sie will; reiten wir nach Chenonceaux, und von dort nach Amboise!"

Seufzend ließ der Oberst auch sein Pferd eine Wendung machen, doch während dieser Zeit überlegte Ludwig. Eine alte Freundin seiner Mutter, kannte die alte Herzogin Chevreux seit seiner Kindheit, und fast in demselben Grade wie Anna von Oesterreich, besaß sie einen großen Einfluß auf ihn.

Nun war in diesem jungen Mann von 16 Jahren, dessen Erziehung sehr streng geleitet war, ein Kind zurück geblieben, das für Vorwürfe sehr empfänglich war und dieselben fürchtete.

Von diesem letzten Gedanken beherrscht, ließ er sein Pferd eine neue Wendung machen und sprengte, ohne ein Wort zu sprechen, unbedeckten Hauptes, um seine brennende Stirn vom Winde kühlen zu lassen, nach dem Schlosse Montbazon. Wieder einmal blieb der Oberst angesichts einer so schnellen Sinnesveränderung bestürzt, war aber erfreut, dem Könige so gut gerathen zu haben.

Doch diese Genugthuung sollte nicht von langer Dauer sein.

Plötzlich, etwa hundert Meter weiter unterschied Raminoise ein Rondell; dieser Theil des Gehölzes von Larcay war ihm vertraut.

„Belle-Epine!" murmelte er, „noch eine halbe Stunde, und wir werden."

Er sprach den Satz nicht aus; im Gebüsch hatten sich plötzlich leichte Dämpfe erhoben, Schüsse knallten und der alte Oberst fiel, von mehreren Kugeln mitten in die Brust getroffen, auf die Mähne seines Pferdes und von dort auf den Erdboden. Indessen lebte er noch und schlug noch einmal die Augen auf. In der Ferne bemerkte er den König in den Händen mehrerer Männer; in seiner Todesangst wollte er schreien, doch kein Tom kam aus seinem Munde; dann legte sich ein Schleier auf seine Augen, und sein Körper blieb unbeweglich auf dem Wege liegen.

## 6. Capitel.

Kehren wir nun zu Cyrano zurück. Man kann sich leicht denken, in welcher Geistesverfassung sich der arme Gascogner befand, als seine Hände und Füße gebunden, der Mund mit einem Knebel zugeschnürt und ihm die Augen mit einem Tuche bedeckt wurden, und er sich fortgeschleppt gefühlt hatte. Unter dem dichten Stoffe des Bandes rannen große Thränen herab, während zwei der Banditen, die ihn überrascht und zum Gefangenen gemacht, ihn noch immer weiter trugen. Am Tacte der Schritte seiner Träger hatte er einige Augenblicke beurtheilen können, daß man sich auf flachem Terrain bewegte; doch bald merkte er an der schrägen Lage seines Körpers, daß der Mann, der seine Beine hielt, hinabzusteigen begann, „Stufen!" sagte er sich und begann unwillkürlich zu zählen. Als er bei der Zahl Zwanzig angelangt war, fühlte er, daß man wieder auf ebenem Terrain war. Noch zehn Schritt, und Cyrano fühlte sich auf frisch geschnittenes Gras gelegt, wie er nach dem Duft beurtheilen konnte. Die Männer, die ihn hergebracht, hatten kein Wort gesprochen, und er hörte ein doppeltes Geräusch von Schritten, das dumpf, wie auf einem feuchten Boden wiederhallte; dann entfernten sich die Schritte und es trat eine tiefe Stille ein. Bevor er seine Gedanken auf das, was draußen vorging, richtete, fragte sich Cyrano:

„Wo mag ich nur sein?"

Er brauchte nicht lange zu überlegen, denn die Banditen, die ihn fortgeschleppt, kamen, — daran war nicht zu zweifeln, — aus jener niedrigen Thür, die er in den Ruinen bemerkt hatte, und in die Kellergewölbe dieser nämlichen Ruinen hatte man ihn heruntergebracht. — Nachdem er über den Ort seiner Gefangenschaft Gewißheit erlangt, fragte er sich:

„Wessen Gefangener bin ich?" Auch diese Frage beantwortete er sich ohne Zögern:

„Der Gefangene Perchepins!" „Aber Perchepin," sagte er sich weiter, „ist doch nur das Werkzeug Fontrailles ... Und dieser Fontrailles ist die rechte Hand Gastons von Orleans!"

Plötzlich empfand er an der rechten Hand einen so lebhaften Schmerz, daß er ohne den Knebel einen heftigen Schrei ausgestoßen hätte; die Wärme eines Blutstrahls floß ihm über die Haut; doch er hatte keine Zeit zu suchen, woher er diese Wunde erhalten. Stimmen ließen sich nämlich hören, die von außen zu kommen schienen, und Cyrano hörte deutlich das scharfe Organ Perchepins heraus, welcher befahl:

„Da man uns also dazu zwingt, so werden wir zu den großen Mitteln unsere Zuflucht nehmen. Hier, Carrefour, nehmen Sie dieses Taschentuch und verfahren Sie damit, wie ich Ihnen gesagt!"

Ein letzter, schnell von einem Knebel erstickter Schrei drang zu den Ohren Cyranos, und immer mehr überzeugt, daß sein Adoptivsohn eben so wie er in die Macht der Banditen gefallen war, sagte er sich mit tiefer Verzweiflung:

„Das arme Kind!"

Inzwischen war das Geräusch stärker geworden, und auf den Stufen dröhnten hastige Schritte, dann ertönte ein Fußstampfen auf dem feuchten Boden, und Cyrano hörte in seiner Wuth einen kleinen Trupp an sich vorüber gehen, dessen Geschrei und Lachen von der Wölbung wiederhallte. Er rief alle seine Geistesgegenwart zu Hilfe und richtete seinen ganzen Verstand auf das dreifache Problem, nicht mehr geknebelt, nicht mehr blind und nicht mehr stumm zu sein!

(Fortsetzung folgt.)

---

Arme Prinzessin Kajulani von Hawaii! Jetzt, wo ihre Pension von Onkel Sam sicher gestellt werden sollte, legt sie sich hin und stirbt. Sie hätte von unseren „Revolutionswittwen" lernen sollen. Die sterben nie.

* * *

Man bedauert oft mit Vergnügen.

* * *

Daß Roosevelt sich nicht „abküssen" läßt, macht ihn nicht nur bei seiner Frau „populär".